

**Péter Nádas**

## **Goldene Adele**

Rede vom 14. Oktober 2009 im Akademietheater

Skandal. Skandalös. Eine solche Schande. So ein Ärgernis. Unerhört. Ich bin entrüstet. So etwas. Unverschämt, himmelschreiend, empörend. Eine Infamie. Das kann doch nicht wahr sein. Schon allein das Idiom, die bloßen Stichwörter reißen einen mit. Emotionen und Blutdruck gehen hoch. Man wird ein wenig unberechenbar, aber es ist ein gutes Gefühl, das mitreißt, die Skandalchronik mehrerer europäischer Jahrtausende setzt sich auf den Wellen des Idioms in Gang, man kommt auf den Geschmack, wird abhängig. Keine Angst, ich mache heute keinen Skandal, liebe Freunde. Falls es nicht schon skandalös ist, über den Begriff Skandal, über seine Erscheinungsformen, seine Tradition, mehr noch, seine Macht zur Gruppenformation, über den Phänotyp zu sprechen.

Auf zweierlei Weise wäre es mir möglich, öffentliches Ärgernis zu erregen. Indem ich hier auf der Bühne stehe und kein Wort sage. Unbewegt ins Dunkel des Zuschauerraums starre. Die Gespanntheit der Menge, das Geraschel und Gehüstel sind an die Gegebenheiten von Ort und Zeit gebunden. Der Ort gebiert den Skandal, und auch die Epoche ist darin erkennbar. Zwischen Moskau und Paris sind die Voraussetzungen für einen Skandal sicher stärker unterschieden als zwischen Wien und Budapest, und das hat bestimmt nichts mit der Vorsehung zu tun. Eher mit der Wetterlage, der Geographie, der Geschichte. Jede Gesellschaft hat ihre eigenen epochalen Skandale. Um von den skandalösen Epochen gar nicht erst zu reden. Ich könnte aber auch heiter blicken, ergeben, verächtlich, gleichgültig. Ich könnte abwartend blicken, geradeaus über die Köpfe weg, dorthin, wo abends der Kaiser mit seinem Gefolge erscheint. Oder ich könnte herausfordernd blicken, als wüsste ich etwas, was jeder einzelne im Zuschauerraum auch weiß, worüber jedoch niemand vor anderen laut zu sprechen wagt. Obwohl sich fast jeder hysterisch nach einem Skandal sehnt, hegt doch auch jeder eine dunkle Angst davor. Ich könnte auf das in der dunklen Körperwärme gefangene Schuldgefühl anspielen, und schon käme damit das ganze Erinnerungsreservoir der versunkenen historischen Gemeinschaft zum Vorschein, Familienbilder aus allen Ecken und Enden des Bewusstseins. Die weltberühmten Feste, das Spalier weiß

gewandeter Jungfrauen, die glanzvollen Bälle am Hof, funkelnde Juwelen, geschmückte Pferde und die stolzen Embleme der Moderne: Eisenbahnlinien, Bahnhöfe, Messehallen, Fellner und Halmers Zuckerbäckertheater, die roten Backsteinschulen und Spitäler, das Wahnsinnsgelb der öffentlichen Gebäude, die rigide Ordnung des Verwaltungsapparats, die von Blasmusik begleiteten Paraden, die Festbankette, die ausladenden Trinksprüche, Orden aller Ränge und Klassen, die Ehrenbeisetzungen in trauerbeflochten Säulenhallen, die Fackelzüge, die geschnürten, mit Lavendel- und Naphtalinduft getränkten Paradeuniformen, die mit Halbedelsteinen besetzten Zierknöpfe, die eine zitternde Kriegswitwe irgendwann einzeln würde abschneiden und errötend versetzen oder, bewahre Gott, verkaufen müssen, die Festreden, Brücken- und Kircheneinweihungen, die Prozessionen mit in goldenen Tabernakeln bewahrten Haarlocken und Knochen, die Vielsprachigkeit, die Zweisprachigkeit, die segensreiche Mischsprachigkeit, die Beständigkeit und Sicherheit, der ganze Zauber und Morast der Operette. Oder, im Gegensatz, unsere verborgenen Missetaten, Morde, Anschläge, die Schmach der Alleinherrschaft, Burgverliese, Unterdrückung, Ausbeutung, Leichen in Massengräbern, Massaker, höfische Intrigen, Protektion, Wortbrüche, Vaterlandsverrat, der ganze mit Blut, Pisse und Scheiße vermengte Dreck, unsere verlassenen Schlachtfelder und Schützengräben. Unsere Liebesverwüstungen. Katharina Schrott mit der nüchternen Besonnenheit ihrer zwei Gugelhupfe jeden Morgen. Mary von Vetsera. Sisi in Blütenweiß, auf Wespentaille geschnürt. Die Königin der Ungarn, unser Schutzengel, unsere Fürsprecherin. Du wirst uns immerdar fehlen. Ich könnte auch vorwurfsvoll sein, Rechenschaft fordern, drohen. Ich werde Tacheles reden. Es wird nicht angenehm. Es wird schmerzen. Jeder wird seine Strafe kriegen, jeder. Hüllenlos und skandalös werdet ihr alle da stehen, ohne Ausnahme. So weit die sentimentale Variante.

Oder ich könnte blöde vor mich hinstarren, ausgeliefert, wie jemand, der den ersten Satz vergessen hat. Zwar hat er die sorgfältig vorbereitete Rede mitgebracht, aber erst jetzt gemerkt, dass die Brille zu Hause geblieben ist. Er wollte über die großen historischen Integrations- und Desintegrationsversuche reden, deren Brandherd und Werkstatt Kakanien über Jahrhunderte war. Was nun wohl ohne die Brille geschehen wird. Das wäre die tiefsinnige Variante. Eine Menschenmenge muss mit Worten gefüttert werden. Das ist die einzige Chance des Redners, stellt für die Versammlung allerdings eine Falle dar. Es sei nicht vergessen, dass Skandalon im Griechischen nicht Ereignisse aufsehenerregender, von der allgemeinen Auffassung,

eingespielten Regeln, ethischen oder ästhetischen Normen abweichender Art bezeichnet, nicht das Widerrechtliche, die moralische Provokation und die dadurch hervorgerufene Empörung oder Rebellion, nein, es bedeutet in erster Linie Falle. Die jemand aufstellt und in die jemand tritt. Nur im übertragenen Sinne die Verführung zur Sünde. Auch im alttestamentarischen Hebräisch bedeutet es, jemandem eine Falle zu stellen, ihn aufzuhalten. Mehr als zehn Sekunden dürfen selbst nach dem Aufzeigen der Hostie nicht vergehen, schon müssen die Glöckchen erklingen. Mehr als eine Minute stummes Stehen kommt sogar einem großen Toten nicht zu. Redner und Publikum vertragen kein gemeinsames Schweigen, sie wollen keine gemeinsame Kontemplation. Sie fürchten, dann ihrer subjektiven Zeit, dem inneren Film, dem Schloss, den inneren Kontinenten ausgesetzt zu sein, der schrecklichen Kluft, die sich zwischen Animalischem und Humanem, Kulturellem und Zivilisatorischem, Naturgegebenem und sozial Reguliertem auftut; all dem, was der Intellekt nicht geordnet hat, möglicherweise nicht ordnen kann, nicht ordnen wird. Er möchte es schön unter den Teppich kehren. Blaubart wird Judit die Räume seiner Burg, in denen er die Leichen der getöteten Frauen verwahrt, natürlich nicht öffnen, er gibt den Schlüssel nicht her.

Das Chaos hat eine enorme Anziehungskraft, so wie das schwarze Loch im Universum. Es verschluckt das Licht, spurlos. Gegen diese Anziehungskraft muss der Redner anreden, die Gefahr abwenden, dass das Chaos über die Köpfe der Menge hereinbricht. Auch die europäische Musik basiert auf diesem einzigartigen, skandalösen und sakralen Moment. Das Orchester erhebt sich, der Dirigent gibt den Einsatz. Man kann zuvor Instrument, Tonart, Tonlage, Rhythmus bestimmen, muß aber gegen die teilnahmslose Stummheit der Schöpfung ankämpfen. Heroischen Widerstand organisieren, ein System dafür finden. Die eigene Wortlosigkeit aufbrechen. Darf nicht den Tod wollen. Warum sollte ich ihn nicht wollen. Der Tag des Zusammenbruchs der Doppelmonarchie zum Beispiel war der Tag der Neugeburt der unter der Krone vereinten Nationen. Tod und Geburt berührten sich. Man muß fürs Leben stimmen. Den örtlichen, den regionalen Begrenztheiten den Vorrang gegenüber der Ewigkeit geben. Das ist damals geschehen. Mit dem Zusammenbruch der Doppelmonarchie hat das Desintegrationsmodell für eine gute Weile über das Integrationsmodell gesiegt. Der Monarchie war es nicht gelungen, Staat und Gesellschaft im Rahmen des Integrationsmodells auseinanderzuhalten. Was ohne vollendete Revolution, das heißt ohne Enthauptung des gekrönten Hauptes, von einer Monarchie auch kaum zu erwarten ist. Man darf nicht einmal

während der Zeit, in der man sich selbst Fragen stellt, einhalten, wichtiger ist, das Tempo anzuziehen oder zu drosseln, eine Antwort findet man sowieso nicht. Den Takt angeben, Zeichen setzen, das Schweigen mit Tönen zerstören, von der Stille dürfen nur kurze Pausen zwischen den Sätzen bleiben.

Dem Zuschauerraum gegenüber sind auch schon zehn Sekunden Pause zu viel des Guten, ein Skandal. Vor Publikum ist selbst die einfachste Betriebsstörung skandalös, weil sie daran erinnert, dass das Chaos sich nicht organisieren, nicht regulieren lässt, es gibt keine Intelligenz, die sich mit ihm messen, kein System, in das es sich einspannen ließe, keine Aggression, die ihm auch nur einen Kratzer zufügen könnte. Das Versprechen der Aufklärung ist wohl tatsächlich nicht einzulösen, der Vernunftglaube hat uns wahrscheinlich in die Wüste geführt. Das Chaos steht wieder vor der Tür, bricht jederzeit über uns herein, besetzt Parlamente, Banken, Börsen, Regierungsämter, Straßen. Der siebenköpfige Drachen kommt aus seiner Höhle hervor. Allerdings ist es weniger das, was zum Vorschein kommt, als dass Einzelne oder Gruppen im Eigeninteresse dabei sind, unbemerkt und permanent das Gemeinwesen auffressen. Wir haben auf den Drachen gestarrt, indessen haben sie die Kasse weggeschleppt. Das begehen inzwischen nicht mehr die lokalen, die verschiedenartigen örtlichen Mächte, auch nicht regionale, sondern globale. Die ganze Kontinente kahl schlagende Freiräuberei, die der geltende Sprachgebrauch mit einem gesegnetem Euphemismus noch immer als Landwirtschaft, Industrie und Handel bezeichnet, die mit ebenso gesegnetem Euphemismus als kriminelle Energie apostrophierte Gentleman-Kriminalität haben sich in den vergangenen zwei Jahrzehnten mit verblüffender Logik ihre Parallelwelten geschaffen. Auf nie erblickten exotischen Inseln haben sie ihre virtuellen Wirtschaften errichtet und der eigenen Legitimation zuliebe die legal funktionierende Volkswirtschaft mit einer überraschenden linguistischen Wendung *reale* Wirtschaft getauft. Als gebe es noch eine andere, bei der sich hinter dem Geld keine Waren verbergen, bei der Rohstoffe nie Arbeiterhände gesehen haben, bei der man die Endprodukte nicht anfassen, aber dennoch mit ihnen handeln kann.

Ich habe ein ganzes Arbeitsleben zwischen Realität und Phantasie zugebracht, sozusagen segelnd, damit ich nicht an einem Kontinent anlege. War ich hinübergekommen, machte ich kehrt, ließ nie die Ufer aus den Augen, berührte sie gerade eben. *Navigare necesse est*. Wenn wir die Realität nicht mit dem Abstand der Phantasie ermessen oder umgekehrt der Phantasie der Realität gegenüber freien Lauf lassen, können wir eine Menge Reinfälle erleben. Ich kann nur

bestätigen, daß die Fiktion fähig ist, die Macht nicht nur über eine Person, sondern über ganze Horden von Menschen zu ergreifen. Vision und Imagination können sich auf Dauer über die Realität erheben. Genauso sind Dinge und Sachen dazu fähig, die Macht über den Geist zu übernehmen, und dann werden alle zu Gefangenen und Sklaven von materiellen Gütern und Produktionsprozessen. Wenn es bereits so weit gekommen ist, dann genügt ein einziger Funke, jemand schreit nach Freiheit, und sofort laufen die anderen hinter ihm her. Nicht unbedingt die Verdammten dieser Erde, die besteigen eher Barken, klettern in die Laderäume von Lastwagen, trinken Bier oder besuchen Diskos; vielmehr die Schöngeister, die Gutmenschen, die Hitzköpfe, die Besessenen, die Renitenten. Für die Freiheit vermögen sie alles, selbst gegen Panzern. Sogar gegen Großmächte ziehen.

Der virtuellen Wirtschaft gegenüber aber sind wir offenbar hilflos.

Was weder ein Fatum noch ein Mirakel ist. Das Abstrakte, das Essentielle und Sublime liegen im Denken auf einer höheren Stufe als das Materielle, das Gegenständliche, das Individuelle und Einzigartige. An der Spitze der Begriffshierarchie steht zwar unangefochten die Sache, *das Ding*, an der Spitze der Dingwelthierarchie aber steht unangefochten Gott, *der Gott*, oder, wenn wir ihn ersetzen wollen, der Weltgeist, das Schicksal, die Vorsehung, das Absolute und so weiter. Gott und Ding lenken die menschlichen Gesellschaften quasi in Personalunion. Es ist erstaunlich, was sich in ihrer Beziehung in den letzten zwanzig Jahren getan hat. Seit das mittels Planwirtschaft gelenkte Sowjetreich zusammengebrochen und der vom ewigen Wachstum träumende Kapitalismus mit seiner freien Marktwirtschaft als alleiniger Sieger und dazu unbeaufsichtigt auf der Weltbühne zurückgeblieben ist, hat die Fiktion der Finanzmärkte nicht nur gewinnhungrige Laien, sondern noch stärker die kapitalhungrigen Volkswirtschaften und ihre sich in populistischen Vertröstungen, Versprechungen und Verschwendungen verlierenden, Verschuldungen in astronomischer Höhe vor sich herwälzenden demokratischen Regierungen in ihren Bann gezogen. Mathematiker und Banker taufte die Fiktion in Finanzprodukt um und korrigierten damit nebenbei Platons Ideenleere. Sie machten das Virtuelle zum Realen. Es erwies sich als stärker als die Realität, denn unter seiner Schirmherrschaft lassen sich die realen Defizite in ungeahnte Höhen treiben. Die Realität ist pure Illusion, nichts als ein Wort, eine persönliche Interpretation. Der Schweiß auf deinem Gesicht hat in Wirklichkeit keinen Geruch. Den hat nur die Ungewaschenheit. Das Schwitzen ist ein persönlicher Fehler, chirurgisch behebbar durch Entfernung einiger Drüsen. Das ist zwar eine teure Sache, aber jeder kann ja

reich werden. Starr keine Löcher in die Wand, ergreif deine Chance. Wenn du feststellst, daß das Tempo der Verarmung, der Anschlußverlust ans soziale Netz doch immer stärker werden, daß von Chancengleichheit keine Rede ist, dann ist das deine persönliche Ansicht. Wegen der Drogen, für die wir sorgen, brauchst du dich nicht zu schämen, ohne ihren regelmäßigen Konsum kann der Mensch schon seit Urzeiten nicht existieren, immerhin sind wir so anständig, mit deinen Steuern auch noch gegen Anbau und Konsum zu kämpfen. Du kannst ja auch Antidepressiva nehmen. Es waren jene ahnungslosen Jahre, als sich die Sozialwissenschaftler auf einmal Genetikern, Ethologen, Biologen und Psychologen gegenüber sahen, die physiologische Vorgänge und Merkmale der Animalität im Geiste der mechanischen Materialisten und der Klassiker des Naturalismus (jedoch mit ausdrücklich ethischem Vorsatz) ins Bild vom Menschen zurückversetzten. *Fressen oder gefressen werden.* Mit biochemischen Prozessen und den Gesetzen der Tierwelt erklärten sie jenes skrupellose Wirken von Menschen, das angefangen von der Saatgutproduktion über Genmanipulation bis zu Stimmungsschwankungen alles unter Geschäftskontrolle zu halten sucht. Der stärkere Hund darf ficken, die anderen sehen zu. Das muß auch dann noch so zu sein, wenn weder die Erde noch die sozialen Systeme die Bürde dieser wissenschaftlichen Weisheiten zu tragen vermögen.

Ich meine, das war die Falle, in die beinahe alle Steuerzahler und Wähler samt ihren demokratisch gewählten Regierungen hineinspaziert sind. Der politische Opportunismus, der seine heutige Gestalt während des Kalten Kriegs und der friedlichen Koexistenz annahm, der Zwang zum sogenannten positiven Denken, der dem Einzelnen kritisches Denken und die Möglichkeit vernünftiger Erwägungen raubt, die auf Weltausmaß ausgedehnte Korruption und globalisierte Kriminalität, an deren Segnungen, schien es, nun doch alle proportional teilhaben würden, haben nur das Feld für die Übernahme der Macht durch die virtuelle Wirtschaft bereitet. Mir will scheinen, daß die sehr verehrten Steuerzahler und wahlberechtigten Bürger möglicherweise weder in der einen noch in der anderen Eigenschaft geruht haben zur Kenntnis zu nehmen, dass in den ersten Oktobertagen des vergangenen Jahres nicht nur der Begriff Realität, sondern auch der Begriff Demokratie nach den Interessen der virtuellen Wirtschaft umgeschrieben worden ist. Es geschah in jener Woche, als das amerikanische Repräsentantenhaus einen früheren Beschluss änderte, nach dem nicht die Steuerzahler die damals noch auf 700 Milliarden geschätzte Kröte hätten schlucken müssen, sondern die Eigentümer der risikofreudigen Banken.

Ein Skandal hat die Eigenschaft, nicht nur die Beteiligten, sondern auch seinen Gegenstand zu verschlingen. Er geht immer mit großem Spektakel einher, mit Beschuldigungen, Anrufungen, Gebrüll, dem wildem Gerassel von Polizei und Staatsanwaltschaft, doch später wird schon niemand mehr sagen können, was geschah, wie die alte Ordnung wieder hergestellt wurde oder an ihrer Statt eine neue entstanden ist. Vergesslichkeit und Unaufmerksamkeit werden zur Legitimation gesetzwidriger Geschehnisse. Im Stillen läuft alles weiter, nur haben wir inzwischen akzeptiert, dass es so sein muss. Es gibt eine innerhalb des gesetzlichen Rahmens funktionierende Wirtschaft, in der hinter dem Geld auch Ware existiert, Arbeit, Wissen, vielleicht sogar Schweiß und Goldvorräte, und es gibt eine legitimierte virtuelle Wirtschaft, deren Deckung und Goldvorrat einzig das Geld von anderen ist. Fragt jemand die Finanzminister, warum sie den Handel mit den fiktiven Produkten der virtuellen Wirtschaft seither immer noch nicht reglementierten, erhält er die beachtenswerte Antwort, die Wirtschaftsstruktur sei eine empfindliche Angelegenheit, man könne sich nicht auf Experimente einlassen, nicht den Zusammenbruch der Börse und damit ganzer Industriezweige und Firmenimperien riskieren. In der Tat. Andererseits ist nicht ohne Grund zu befürchten, dass der inzwischen mit staatlichen Bürgschaftserklärungen gestützte Finanzmarkt in Ermangelung von Gesetzen seine mathematischen Seifenblasen einfach weiter in die Welt pustet.

Doch es wäre leichtfertig anzunehmen, dass die Teilhaber der realen Wirtschaft im wohlverstandenen eignen Interesse nur das Risiko aus der Tätigkeit der anderen übernehmen müssen. Nein. Sie tragen auch die Betriebs- und Strukturkosten der Fiktion vom ständigen Wachstum der freien Marktwirtschaft, sind jedoch nicht am Gewinn beteiligt. Sie waren es noch nie. Zwar gibt es in den Führungskasten Verbindungen zwischen den beiden ineinander verzahnten Wirtschaftsgefügen, aber auf einer streng bewachten Einbahnstraße. Die demokratischen Regierungen kann man im Verlauf von Wahlperioden abwählen, die Doppelstruktur der Wirtschaft nicht. Das ist nicht deshalb so, weil irgendjemand es so gewollt hat, es hat sich unter dem Druck des politischen Opportunismus aber auch kaum jemand gemeldet, der es nicht so will. Und so haben wir dann die durch vernunftgemäße Arbeit, proportionalen Warenaustausch, Steuerabgaben und Sozialsysteme organisierte Gesellschaft gemeinschaftlich dem Chaos geöffnet, können aber die schwere Eisentür nicht mehr schließen. Die Ozeane wären auch dann leergefischt, wenn wir die Tür nicht geöffnet hätten, die Meere auch dann Mülldeponien und die Atmosphäre auch dann voller Satellitenwracks, die

Schneehauben würden auch dann von den Bergen schmelzen, die Gletscher ins Rutschen und Auftauen kommen, und Grönland wäre auch dann nicht mehr weit davon entfernt, vollständig abzutauen.

Wenn ich meinen Mund gar nicht erst aufmachen würde, dann würden in der Stille erst nervöse anonyme Lacher aufkommende Panik signalisieren, auf die unverzüglich anhaltendes Zischen folgte. Das eine Lager hätte Vertrauen, würde sich versuchsweise auf mein Angebot einlassen, das andere würde nichts davon wollen, mich auslachen, protestieren. In den großen alten Theatern Kakaniens sieht man häufig noch eine Tafel an der Wand, die das Mitnehmen von Stöcken und Schirmen in den Zuschauerraum untersagt. Es kommt vor, dass das Publikum, einer an der Schulter des anderen, in schönster Eintracht schluchzt. Man kann vorhersagen, wann. Wenn Despotien abdanken, Revolutionen anstehen, wenn die Saite nicht weiter gespannt werden kann. Dann gehen die Leute aus dem Theater zusammen auf die Barrikaden. Ein andermal fallen sie gegenseitig über ihre Meinungen her, schreien gleichzeitig Pfui und Bravo, tragen mit Fußgetrappel und Pfeifen Hernani-Schlachten um ethische und ästhetische Inhalte aus und würden sich ihre weltanschaulichen Schirme am liebsten gegenseitig auf dem Kopf zerschmettern. Das ist kein Scherz, es geht aufs Blut, bis heute. Denn es ist in der Tat ein großer Unterschied, ob ich mich (1.) dem Gang der Ereignisse anvertraue, der Spontaneität, auf den freien Wettbewerb von Kräften und Interessen, Emotionen und Affekten setze, oder ob ich (2.) das Zusammenwirken aufgrund kritischer Prüfung regele, die sozialen Beziehungen der Kontrolle von Wissen und Verstand unterstelle, mich etwa (3.) den Kräften des Chaos und der Anarchie durch streng eingehaltene Konventionen entgegenstemme, aus Konventionen Mauern und Wehrtürme gegen barbarische Einfälle errichte oder (4.) aus der allgemeinen Unzufriedenheit tatsächlich eine Revolution entfache, um die mit ihren eigenen Sünden und Skandalen zumeist zufriedene, im Spaßprinzip gründlich festgefahrene Gesellschaft aufzuwühlen. Das ist am Ende noch zu entscheiden.

Aber ich könnte auch umgekehrt Ärgernis erregen. Ich höre einfach nicht mehr auf. Verstreutes Lachen, Heiterkeit, Zwischenrufe würden mir signalisieren, meine Zeit sei abgelaufen, meine Maßlosigkeit einfach unerträglich. Es wären nicht die Friedlosesten, die zuerst aufstünden. Die sind neugierig. Sie wissen, dass man für einen guten Skandal das Ventil lange zuhalten muss. Auch nicht die Maßvollsten, denn die werden gelähmt und von einem unerfüllbaren Verantwortungsgefühl erfasst angesichts der Willkür und Hybris der anderen.

Eingefleischte Egoisten werden zuerst aufstehen. Erst von den Rändern der Reihen her, einzeln, mit gesenktem Haupt gehen sie, die Gesichter streng verschlossen, kurz darauf folgen jedoch schon von den Mittelplätzen andere. Der Auszug der Egoisten macht den Zuschauerraum frei von Teilnahmslosigkeit, und das ist eine große Erleichterung. Ich aber stehe wie in einem Alptraum noch immer da und rede, rede und rede. Warum sollte nicht auch ich gehen können, wenn die da schon einmal gegangen sind, sagen sich die Disziplinierten. Worauf der Druck des Skandals alle Dämme niederreißt, denn während auch sie sich auf den Weg machen wollen, springen die ewig Friedlosen von ihren Plätzen auf. Der große Augenblick ist gekommen. Sie schreien, protestieren, singen wahre Arien der Entrüstung.

In einem solchen großartigen Moment, als der Skandal gerade zum Höhepunkt kam, erhob sich einmal Bernhard Minetti in der dritten Reihe, Mitte rechts, drehte sich wütend um und brüllte los. Mit seiner Stimmgewalt wollte er den massenhaften Auszug der Zuschauer stoppen. In seinem Auftritt war etwas Aufopferndes, Religiöses, wodurch er viele berührte, indes andere dachten, sein Auftritt gehöre zu der skandalösen Vorstellung. Jede Bewegung schien auf halbem Weg zum Stillstand zu kommen, jeder Laut brach ab, die wirre Bewegung der Menge erstarrte. Er war wirkungsvoll, aber er hatte keinen Text, mit dem er den Aufstand der Dummköpfe ein für allemal hätte niederschlagen können. Die Bühne ist nicht deshalb nicht beleuchtet, damit ihr nichts seht, ihr Idioten, ihr schreit ganz vergeblich mehr Licht, mehr Licht, es gibt deshalb nicht mehr, damit ihr sehen sollt, ihr Rindviecher, damit ihr unglückseligen Parias seht, wie sich die Bühne an einem langweiligen Vormittag ausnimmt. Liebgard Schwarz spricht nicht deswegen nicht lauter, weil sie das nicht kann, ihr brüllt umsonst lauter, lauter, sie spricht deshalb nicht lauter, weil bei einer Probe kein Publikum da ist. So etwa schrie und stammelte er. Mit einem Drittel seines Körpers, Nacken und Schultern, konnte er sogar noch darauf achten, wie die Vorstellung seelenruhig weiterlief und Liebgard Schwarz die von schummrigen Arbeitslicht erleuchtete leere Bühne überquerte. Sie sprach tatsächlich etwas, was man auch dann nicht verstanden hätte, wenn im Zuschauerraum ergriffene Stille geherrscht hätte. Doch es ging drunter und drüber. Im Theater fand ein überwältigendes Theater statt.

Der unbewegte Rücken von Liebgard Schwarz und das Geschrei Bernhard Minettis hielten das Theater in Gang. Sie gaben nicht so leicht auf, sie kämpften. Überließen das Feld ihrer Profession nicht den tektonischen Kräften des Skandals, nein und abermals nein. Liebgard Schwarz spielte für die zehn Leute, die sie verstanden, begriffen, und Bernhard Minetti

verteidigte mit seinem Körper, seinem Ansehen die Idee der Ausdrucksfreiheit. Wer in einer Diktatur gelebt hat und einfältig hoffte, mit dem Fall der Berliner Mauer wäre der Freiheitskampf der Kunst enthalten, hat sich getäuscht, schwer getäuscht. Ich habe mich getäuscht. Mit Sicherheit hätten die beiden ihren Kampf auch dann nicht aufgegeben, wenn im Zuschauerraum niemand mehr einen kühlen Kopf bewahrt hätte. Der Apostel Paulus sah schon im ersten Korinther-Brief die heikle Grenze, die sich quer durch den Bereich von Verstand und Handeln zieht und zu deren beiden Seiten grässliche Skandale lauern, im Ausdruck, im Begreifen und Verstehen. Der Verstand hemmt das Handeln, blockiert es mitunter, wiewohl der Mensch ohne zu handeln nicht existieren kann. Handeln muss er. Er kann auch auf den Verstand nicht verzichten. Lässt er die Notwendigkeit zur Reflexion und Korrektur außer acht, kann unter Umständen das, was er tut, wirksamer sein, doch wird er später meist erkennen, dass er dabei den Ast unter sich abgesägt und sich anderen gegenüber unmoralisch verhalten hat. Was der Apostel Paulus alldem entgegenhält, ist außerordentlich riskant, bis auf den heutigen Tag. Ihm zufolge zählen nämlich weder die Zeichen, die die Juden so hoch halten, noch die Weisheit, die den Griechen so viel gilt. Nach seiner Ansicht hält Gott die Gläubigen nicht durch Gewissheit oder Wissen, sondern durch die „Torheit der Predigt“. Wenn es so ist und der Glaube in der Hierarchie der Begriffe auf einer höheren Stufe steht als Gewissheit und Weisheit, dann steht es wohl nicht allzu gut um den Verstand in der Welt. Dann können wir, mit Diogenes, dem großen antiken Skandalhelden gesprochen, die Herrscher tatsächlich nur noch bitten, uns doch ein bisschen aus der Sonne zu gehen.

Magische und mythologische Formen des Glaubens und Aberglaubens halten die tieferen Schichten der kollektiven Bewusstseinsinhalte in Besitz, sie schimmern durch das rationale Denken, manchmal gewinnen sie in skandalöser Weise die Oberhand, vergewaltigen es förmlich. Doch wie auch immer, die frühen Christen sahen die Verführung durch das Anstoßerregende selbst vor dem Hintergrund des glücklichen und törichten Eifers ihres Glaubens als unumgänglicher an, als wir es sehen beziehungsweise nach den Normen des Rationalismus sehen möchten. Es scheint, als sei ihre Sicht des Menschen realistischer gewesen. Nach der Lehre von Jesus „ist es unmöglich, dass keine Verführungen kommen, aber weh dem, durch den sie kommen“. Das ist weniger Weisheit als Erfahrung und realistische Selbstbetrachtung. Jesus redete und verhielt sich in seinem Umfeld anstoßerregend, skandalös. Genau das war seine Absicht. Dafür gab er sogar sein Leben. Zu ebendem, aus eben demselben Grund, doch unter

philosophischen Prämissen, war auch Sokrates bereit. Sagen wir es so, das Bedürfnis nach Skandalösem, die Angst davor, die damit verbundene Selbstaufopferung, seine Notwendigkeit und seine Ächtung sind als Zwiespalt in die europäische Kultur eingeschrieben und durch diese beiden skandalösen Ermordungen besiegelt. Die rationale Schule des Denkens strebt dem Skandalösen gegenüber trotzdem Eindeutigkeit an. Auch unter dem Druck des Rationalen folgt hingegen die christliche Moralthologie mit einem gewissen Unwillen der antiken Ambiguität. Sie macht einen Unterschied zwischen dem *scandalum diabolicum*, einer Provokation, die aktiv zum Skandal führt, und den beiden Formen passiver Skandale, *scandalum pharisaicum* und *scandalum pusillorum*, sieht jedoch keine dieser Formen als vermeidbar oder zu meidend an. Der Mensch wird vergeblich von guten Vorsätzen oder richtigen Überlegungen geleitet, wenn es denen, deren Aufmerksamkeit erregt werden müsste, an Einsicht fehlt. Aber auch so kann es zum Skandal kommen, wenn mein gründlich erwogenes und maßvolles Tun oder mein sorgfältig gewähltes Wort unwissende Menschen zu ungebührlichen Handlungen verleitet, sie verführt, schuldig zu werden. Kurz, ohne aktiven oder passiven Skandal gibt es kaum einen Ausweg aus dem Teufelskreis. Aber wehe dem, der den Skandal verursacht. Wiewohl das schwarze Loch umgehend Verursacher, Opfer und Gegenstand des Skandals in gleicher Weise verschlingt.

Ich glaube nicht, dass der Skandal eine Spezialität Kakanien ist, aber müsste ich eine einzelne Sache benennen, die die Völker der Krone bis heute verbindet, würde ich auf jeden Fall sagen, es ist der ureigene Stoff ihrer Skandale, die kultische Eigenart ihrer Affinität dazu. Ihre kultische Nekrophilie, die sich barock herausbildet hat. Die selbst nach dem Traumdeutungsbuch nichts anderes verspricht, als ein in kruder Todesangst verbrachtes Leben. Die kultische Todesangst bringt sie der eigenen Lebensgeschichte nicht näher, sondern entfernt sie von ihr. „Unerlöste Nationen“, ruft Robert Musil mit nicht wenig Hohn und Schadenfreude. Was István Bibó und Jenő Szűcs vom historischen Standpunkt etwas nüchterner so formulieren, dass Kakanien als Staatsgebilde den Prozess der Nationwerdung gleichzeitig behinderte und förderte, damit aber auch die Grundlagen zu einem Integrationssystem geschaffen hat, das für Europa zum Maßstab geworden ist. Der Alltag der Völker Kakanien spielt sich heute noch im Zeichen der Desintegration ab, wobei Intention und System der Integration nicht in Vergessenheit geraten, auch nicht zu vergessen sind, wird der große Integrationsversuch doch inzwischen in europäischem Maßstab fortgeführt. Mit dem Verstand fühlen sich diese Völker zu einem solchen Gedanken hingezogen, den sie mit ihrem Herzen ablehnen müssen. Daher sind sie denn

reizbarer, leichtgläubiger, verletzter und verletzbarer als andere, und ihre Nerven sind den Strapazen der Ambiguität von Skandalen weniger gewachsen.

Bei einer ähnlichen Gelegenheit war es György Kurtág, der aufsprang. Was heißt aufsprang, er hechtete wie ein Panther auf die Bühne und putzte das tobende Publikum derart herunter, dass es sich augenblicklich duckte. Und damit habe ich auch schon den phänotypischen Unterschied zwischen einem Berliner und einem Salzburger Skandal bezeichnet. Bei einem Berliner Skandal kommt der Furor vieler unstillbarer individueller Hysterien in Gang, bei einem Salzburger der der gemeinsamen Verletztheit vieler. In Salzburg brachen das seit geraumer Zeit anhaltende Buh-Rufen, Pfeifen, Schreien, Getrampel, Stühlerücken und Türknallen sofort ab, obwohl der alte ungarische Meister in dunkelblauem Anzug und weißem Hemd mit seinem Gefuchtel auf der Bühne eher belustigend wirkte. Er war ausgeliefert und zerbrechlich. Niemand hätte ihm zugetraut, ein *scandalum pusillorum* mit Geschick abzuleiten. Aber vielleicht tat gerade das seine Wirkung. Eine Stunde zuvor hatte er das gleiche Publikum mit seinem Werk bezaubert, die Leute schrieen Bravo und feierten ihn. Nur ihm war es möglich, nun das Werk seines jüngeren Kollegen und Landsmanns László Vidovszky in Schutz zu nehmen. Der mit seinen Musikern gerade dabei war, Hammer für Hammer, Saite für Saite vorzuführen, wie Henkersknechte einen solchen Flügel, auf dem er sein Werk vortragen sollte, zum Schweigen bringen. Die Stille aber war beim Lärmen des Publikums nicht zu vernehmen. Auch Kurtág hatte keinen vorbereiteten Text, doch er hatte sein erstes Wort in dem Radau gut gewählt. *Schande*. Noch konnte man zwar nicht wissen, ob sich das Wort, das als Ouvertüre der Entrüstung jeder in diesem weiten Kakanien zuerst von seiner Großmutter gehört hat, auf die skandalöse Musik oder das skandalöse Publikum bezog. Wessen Partei die schreiende Berühmtheit ergreifen würde. Das muss man in Kakanien wissen. Wo ist die Autorität, nach der wir uns bei einem Skandal richten können. In der eintretenden Stille war endlich das dumpfe Klopfen des zum Schweigen gebrachten Klaviers zu hören, gerade noch so viel Ton, wie eine heruntergedrückte Taste von sich gibt. Das ist zwar minimaler als minimal, wer in einer Diktatur geboren ist, weiß jedoch, wie viel ein kleines Etwas bedeutet. Die schwache Hoffnung, bei gesundem Menschenverstand zu bleiben. Widerstand. Gefahr. Die abgehackten Hände eines Beethoven spielenden chinesischen Musikers. In einer Diktatur ist das Gehör der Mächtigen für jede noch so kleine Nuance des künstlerischen Ausdrucks viel stärker geschärft als das des Plebses in einer Demokratie. Kurtág konnte mit dieser Wirkung selbst noch nicht zufrieden sein, er wollte seine Position klarstellen. Schämen Sie

sich, rief er dem Publikum zu, es ist eine Schande, was Sie hier machen. Voller Wut stotterte und stammelte er auf der Bühne etwas von Hohntreiben mit dem Schicksal der Erniedrigten und Beleidigten, von den Schmerz, die Tragödie, die Niederlage Verspotten. Dann übergab er die letzten stummen Anschläge der Stille und den wenigen, die den Sieg des Klaviers feierten.

Ich bin auf meine alten Tage geneigt zu glauben, dass außer den Abenteuern des künstlerischen Schaffens kaum etwas taugt, was die Menschen machen. Allein ein Kunstwerk verschluckt seine Skandalosität nicht, sondern legt den skandalösen Gegenstand offen dar und bewahrt ihn getreu. Nicht das Kunstwerk an sich, keinesfalls jedes, sondern immer nur einzelne. Goldene Adele. Ich erwähne auch diesen Namen nicht deshalb, um an die skandalöse Geschichte von Enteignung und Rückforderung dieses Kunstwerks zu erinnern. Ich rede von der mit Ölfarbe, Silber und Gold bemalten, eins vierzig mal eins vierzig großen signierten und datierten Leinwand. Der Skandal ist zwischen Konvention und Chaos positioniert. Er bezeichnet den räumlichen und zeitlichen Moment, wo Individuum oder Gesellschaft nicht länger durch Konvention vor den Einbrüchen des Chaos geschützt sind. Was die Gesellschaft weder sich noch dem Künstler erlauben kann, ist dem Kunstwerk erlaubt. Nicht jedes erlaubt es sich, das Chaos heraufzubeschwören, es sind immer nur einzelne, das Kunstwerk Goldene Adele zum Beispiel. Es erlaubt sich, die erotischen Kräfte und emotionalen Energien eines einzelnen menschlichen Wesens in eine Ikone zu fassen, seine *ordinäre* Einzigartigkeit gewissermaßen als etwas Heiliges feiern und das alles öffentlich zur Schau zu stellen. Begleitend zur Ausstellung des von den Nazis gestohlenen, vom demokratischen Staat in Besitz genommenen, von der Familie zurückgeklagten, aus Kakanien abtransportierten emblematischen Werks hat Renée Price, die Kuratorin der New Yorker Ausstellung, graphisches Material des Malers zusammengetragen. Vermischtes Material, Studien und Skizzen. Auf den frühesten Zeichnungen, die noch aus Klimts Zeit auf der Wiener *Kunstgewerbeschule* und der *Fachschule für Zeichnen und Malerei* stammen, sehen wir die Arbeit eines jungen Mannes von begnadeter Begabung, für den es in diesen Schulen nichts zu lernen gab. Hätte es Schiele nicht gegeben, könnte man sagen, ein solches Talent ist in dem Jahrhundert nur einmal geboren worden. Nach Abgang von der Schule aber offenbaren seine Zeichnungen, dass er keine blasse Ahnung hat, was er mit seinen Fähigkeiten anfangen soll. Er sucht nach seinem Gegenstand, findet ihn aber nicht. Als würden gerade seine Fähigkeiten ihn hindern, etwas zu finden. Er kann alles, doch alles, was er macht, ist leer. Er ist auf dem besten Wege, ein großer hohlköpfiger Hofkünstler im besten Kakanien aller

Welten zu werden. Renée Price stellt, vorsichtig dosiert, auch die Blätter aus, auf denen Klimt, mehr seinem Handgelenk als dem Verstand gehorchend, schließlich doch den einzigen Gegenstand seiner Malerei fand. Am Publikum der Ausstellung lässt sich sofort ablesen, daß diese Skizzen in jedem Sinne des Wortes skandalös sind. Nicht nur damals, nicht nur für uns, sondern zu jeder Zeit, überall. Nicht, weil sie die moralische Auffassung der Epoche verletzen und Dinge darstellen, die der Künstler nicht einmal hätte denken dürfen, sondern weil diese Skizzen wunderschön, vollendet und aufreizend sind, hinreißend, verstörend, aufrüttelnd, überall und jederzeit.

Wer möchte sich in aller Öffentlichkeit in die Betrachtung von Kunstwerken mit einem derartigen Gegenstand versenken. Niemand. Nach einiger Zeit betrachtete auch ich nicht mehr die Blätter, sondern die Frauen, Männer und Kinder, die die Blätter betrachteten. Manche taten, als sähen sie nicht, was sie sahen. Andere taten ebenfalls so, blickten dann aber vorsichtig zurück. Manche traten zurück. Manche glaubten, nicht richtig zu sehen, beugten sich weiter vor und gingen dann auch nicht weiter. Ein Kind, das es schon von weitem wahrnahm, zerrte an seinem Vater, der es vorsichtig und erschrocken vorüberlenkte. Manche kicherten mit ihrem Begleiter, kehrten dann aber allein zurück und betrachteten es mit ernsterem und etwas finsterem Gesicht. Das unter der Berührung eines ausgestreckten weiblichen Fingers aufgeblühte weibliche Geschlechtsorgan. Das in die sanfte Wildnis der Schamhaare gehüllte weibliche Geschlecht. Die sich zwischen geöffneten Schenkeln auftuende Schamöffnung. Was vierzig Jahre zuvor Gustave Courbet ebenso herrlich, nackt, ausgeliefert und geheimnisvoll als den Ursprung des Lebens (*L'origine du monde*) gemalt hatte.

Klimts Kunst bestimmt sich von dem Ursprungsort der Welt. Die Skizzen lassen klar erkennen, dass nichts anderes ihn interessiert, alles übrige, körperliche Umgebung, seelische Konsistenz, natürliches Ambiente, Charakter, soziales Umfeld, ist nebensächlich, interessiert nicht, wird gerade eben gestreift, bewirkt keine zeichnerische Erregung. An diesem Ort flammt seine Aufmerksamkeit auf, Blick und Hände arbeiten in einer noch nie gesehenen Intensität zusammen. Aus seiner Biographie lässt sich auch der Zeitraum herauslesen, in dem er vermutlich zu der Erkenntnis kam. Im April 1897 beginnt er, sich mit Emilie Flöge, der Witwe seines früh verstorbenen Bruders, zu schreiben, verbringt den Sommer mit der Familie Flöge und beginnt Landschaftsbilder zu malen, auf denen ein alles überziehender, das ganze Bild bedeckender, als Draperie und Ornament auftretender Pflanzenwuchs mit seinen reifen Farben und sinnlichen

Formen die eigentliche Landschaft verschluckt. Von nun an erlaubt er der Natur, ihn selbst zu verschlucken. Ich selbst bin die Landschaft. Noch war er nicht nach Ravenna gereist, doch was er dort finden würde, die byzantinische Ornamentik und Ikonographie, die alles Grobe bedeckenden Ornate und streng geordneten Draperien, hatte er schon lange vorher in sich geortet. Er bezeichnet damit seltsamerweise nicht den virtuellen Ort, als den sich Kakanien immer selbst gesehen hat, sondern den realen Ort, den es als intermediäre Region Europas, gleichsam eingeklemt zwischen Römischem und Byzantinischem, in Wahrheit einnimmt. Der Erkenntnisprozeß kulminiert zwei Jahre später, in jenem bewegten Sommer, als ihm sein Modell Mizzi Zimmermann einen Sohn gebiert und er, von einer mit Alma Schindler unternommenen Italienreise zurückgekehrt, den Sommer erneut mit Emilie Flöge verbringt. Wegen seines von der Wiener Universität in Auftrag gegebenen Wandbilds „Philosophie“ bricht im Jahr darauf auch schon der öffentliche Skandal mit voller Wucht über ihn herein, obwohl er kaum etwas von dem preisgegeben hatte, was er weiß.

Die Goldene Adele feiert das Persönliche, das Weibliche, das Holde, das Individuelle, vergegenwärtigt dabei aber auch das Technische, Professionelle. Das Gewand, die Ornamentik, die Draperie erscheinen mit der wuchernden Kraft der Natur als Oberfläche, verdecken das Körperliche dekorativ. Als Zeichen der Schamlosigkeit sind auf Adeles Umhang lediglich Gottes fünfzehn alles sehende Augen belassen. Schiele reißt den Umhang herunter, seine nackten Figuren verlieren durch die Prüfung Hände und Füße, ihre Gesichter sind von Qual entstellt. Sie schwitzen vor Fieber. Ihre verstümmelten, blutenden Rumpfe bleiben auf der Weltbühne zurück. Beide, Klimt und Schiele, sterben in jenem Jahr, als das blutige Abenteuer der Doppelmonarchie sein skandalöses Ende erreicht, als sie alle ihre Reserven ausgelebt, alles aufgezehrt, alles vernichtet hatte, und nichts mehr zu tun war, als am 28. Oktober lautlos zusammenzufallen. Die Frage, ob sich diese Verknüpfung und der ganze Zusammenhang aus dem Geist des Ortes ergibt oder aber im Gegenteil Klimt, Schiele, Trakl, Kafka, Mahler, Cankar, Ady, Krleža, Móricz, Hašek, Olbracht, Wittgenstein, Janáček, Attila József, Bartók, Broch, Webern, Kosovell, Music, Musil, Ligeti, Jandl, Bernhard und all die anderen den Geist des Ortes ausmachen, werden wir heute Abend sicher nicht beantworten können. Oder zumindest ich kann es nicht.

*Aus dem Ungarischen von Andrea Ikker*